

Wiesbadener Tagblatt.

48. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
60 Pfennig monatlich für beide Ausgaben
zusammen. — Der Bezug kann jederzeit be-
gonnen werden.

Verlag: Langgasse 27.

13,500 Abonnenten.

Einzelnen-Preis:
Die einseitige Beilage für locale Anzeigen
15 Pf., für auswärtige Anzeigen 25 Pf.,
Reclamen die Beilage für Wiesbaden 60 Pf.,
für Auswärts 75 Pf.

No. 378.

Bezirks-Preisnehmer No. 52.

Freitag, den 14. August.

Bezirks-Preisnehmer No. 52.

1896.

Abend-Ausgabe.

(Nachdruck verboten.)

Silber und Gold.

Von Columbus.

I.

Silber und Gold sind seit Menschengedenken stets neben-
einander von allen Kulturvölkern als Geld verwendet worden,
wobei beide als Edelmetalle gewisse Eigenschaften haben, die
sie zu Münzmetallen besonders brauchbar machen. Da sie
aber in sich selbst nicht gleichwertig sind, so mussten die
beiden Edelmetalle in ein Wertverhältnis zu einander
gebracht werden, damit die Münzen aus beiden stets einen
festen, ihrem eigenen Werth entsprechenden Werth haben
konnten. Dieses Wertverhältnis zwischen Silber und Gold
setzten die einzelnen Nationen oder Staaten fest, oder
mehrere Staaten vereinigten sich auf ein gemeinsames Werth-
verhältnis. Die Menge der zu prägenden Münzen, also
auch die Menge des in Umlauf zu bringenden Geldes über-
haupt, ergab sich aus der Menge der jeweilig produzierten
beiden Metalle, denn alles gefundene Silber und Gold
wurde in der Regel, abzüglich dessen, was zu Kunst- und
Gewerbezwecken nötig war, in die Münze gebracht. Das
Wertverhältnis zwischen den beiden Metallen blieb dabei
im Großen und Ganzen ein konstantes und zwar stellte es
sich so, daß ein Pfund Gold fünfzehn bis sechzehn Pfund
Silber werth war, oder auch, umgekehrt ausgedrückt, daß
man für fünfzehn bis sechzehn Pfund Silber ein Pfund
Gold einlösen konnte.

Eine Ablenkung von dieser Bahn der Doppelwährung
erfolgte zuerst durch England, welches im Jahre 1816 die
Silberprägung einstellte und die einfache Goldwährung ein-
führte, das heißt, Gold zum alleinigen Werthmesser machte.
Doch dieser Schritt Englands reichte nicht aus, um das
Wertverhältnis der beiden Metalle herabzusetzen, denn
Frankreich und die lateinische Union, sowie Deutschland,
Österreich und die Vereinigten Staaten folgten fort, neben
Gold auch alles ihnen zu Gebote stehende Silber aus-
zuwerfen, jedoch ganz abgesehen von den Nationen im
Osten und Mittel- und Südamerika, welche Silber-
währung hatten und noch haben) die Nachfrage nach Silber
groß genug blieb, um das Vorgehen Englands ohne Einfluß
auf den Preis des Silbers und auf das Wertverhältnis
zwischen Silber und Gold zu lassen. Als aber im Jahre 1873
auch die Vereinigten Staaten und Deutschland die Silberprägung
einstellten, wurde der Silberpreis merklich beeinflusst und fiel
bereits am Ende desselben Jahres um 2 pCt. Im Jahre 1874
verschloffen dann Frankreich und die Staaten der lateinischen
Union ihre Münzen dem Silber und der Preis des letzteren
sank, nach Gold bemessen, sofort um weitere 2 pCt.
Die Aera der Goldwährung war eingetreten, das heißt, an-
statt, daß wie früher Gold und Silber ein feststehendes
Wertverhältnis zu einander hatten, hörte Silber jetzt auf,
ein Münzmetall (ausgenommen für Schmelzungen) zu sein,
und wurde der alleinige Werthmesser für alle Waaren,
einschließlich des Silbers. Es vollzogen sich in Europa und
in den Vereinigten Staaten noch weitere Gesetzgebungen zu
Gunsten des Goldes, so daß der Handelswerth des Silbers
immer mehr fallen mußte. Im Jahre 1893 hatte das Silber
25 pCt. von seinem früheren Werthe eingebüßt, und als
dann England noch den Ausschluß des Silbers aus den
Münzen in Indien verfügte, sank der Silberpreis noch um
weitere 15 pCt. Silber ist also heute nur die Hälfte dessen
werth, was es vor 1873 viele Jahre hindurch — die be-
treffende Statistik reicht 200 Jahre zurück — thatsächlich
nummerbrochen, mit Gold bemessen, werth gewesen war.

Ob nun diese Entwertung des Silbers ein Unglück
oder ein Glück, ob sie eine Folge der Gesetzgebungen oder
eine Folge der Unterproduktion von Silber einerseits und
der seit 1849 außerordentlich gestiegenen Goldproduktion
andererseits, ob sie zu befürchten oder unabsehbar, ob Gold-
währung oder Doppelwährung das Richtige, ob das Gold
einem als Umlaufgeld und gelegentlich Zahlungsmittel in
genügender Menge vorhanden, oder ob das Silber dazu
nützlich sei, das sind Fragen, die vielleicht in naher Zukunft
auch in Deutschland eine sehr große Rolle spielen könnten.
Einswachen sind es die Vereinigten Staaten von Amerika,
wo das Währungsproblem auf der Tagesordnung steht und
war in dem Grade, daß die ganze gegenwärtige Preisschwel-
lung sich darum dreht und das amerikanische Volk sich in
zwei neue Parteien getrennt hat, von denen die eine an
der Goldwährung festhalten wissen will, so lange
nicht die übrigen Nationen mit den Vereinigten
Staaten ein feststehendes Wertverhältnis zwischen Silber
und Gold vereinbart haben, während die andere Partei
kurzweg verlangt, daß die Vereinigten Staaten ohne Rück-
sicht auf alle anderen Nationen alles ihnen angebotene
Silber ebenso wie Gold, und zwar nach dem Werth-
verhältnis von 16 zu 1 zu Dollars ausprägen sollen. In
Europa kann man sich schwerlich einen Begriff davon machen,
mit welcher Leidenschaftlichkeit in Amerika die Silberfrage
in allen Schichten der Bevölkerung diskutiert wird. Es

herrscht dort im Volke der Glaube, daß der schweren Noth
der Zeit durch Wiedereinführung der Doppelwährung, wie
sie vor 1873 bestand, mit einem Schlage ein Ende gemacht
würde.

Es soll hier nicht unsere Aufgabe sein, das Für und
Wider der beiderseitigen Argumente abzuwägen, sondern
wir wollen nur hören, was die Anhänger der Goldwährung
sagen und was die der freien und unbeschränkten Silberprägung
geltend machen, um daraus zu erkennen, worum es sich
eigentlich handelt. Der Kürze wegen wollen wir hier die
Anhänger der Goldwährung die Goldfreunde und die der
Doppelwährung die Silberfreunde nennen.

Die Goldfreunde behaupten, daß das Silber in neuerer
Zeit so massenhaft produziert worden sei, daß es aufgehört
habe, ein Edelmetall zu sein, und daß darin der Haupt-
grund für seine Entwertung liege. Dem widerspricht aber
nach Ansicht der Silberfreunde die Statistik, welche nach-
weist, daß seit 1850 in der ganzen Welt dem Werthe nach
weniger Silber als Gold produziert wurde, während in
den ersten fünfzig Jahren des Jahrhunderts allerdings
78 pCt. mehr Silber als Gold auf den Markt kam. Außer-
dem beweisen die Silberfreunde auf die Thatfache, daß als
das Silber 1873 demontet wurde, ein Silberdollar nach Gold be-
messen im Silberwerthe zwei Cents mehr werth war, als
sein Kennerwerth, jedoch also damals die Entwertung des
Silbers als Metall sicherlich nicht als Argument für Ein-
führung der Goldwährung hätte gelten können.

Die Goldfreunde sagen, es sei unmöglich, angesichts der
Thatfache, daß die Menge des produzierten Goldes und
Silbers stets wachse, ein willkürlich festgesetztes Werth-
verhältnis zwischen den beiden Metallen aufrecht zu
erhalten. Das erklären die Silberfreunde für den
Hauptgrund der Goldfreunde. Sie sagen, daß der
Handelswerth aller Waaren, Gold und Silber nicht aus-
genommen, von Angebot und Nachfrage abhängt. Wenn
die Regierungen erklären würden, daß sie alles Silber und
Gold, das ihnen angeboten wird, annehmen, so würde da-
mit sofort eine uneingeschränkte Nachfrage nach beiden Me-
tallen hergestellt, während der Vorrath davon, das Angebot,
nach wie vor beschränkt bliebe. Bei einer unbeschränkten
Nachfrage und einem beschränkten Angebot gäbe es aber
keine Macht, welche das Steigen des Handelswerthes beider
Metalle niederhalten könnte, außer wenn die Regierungen
sagen: Halt, diese beiden Metalle sind für Geld bestimmt
und wir wollen den Werth, welchen sie haben sollen, fest-
setzen. Die unbeschränkte Nachfrage nach Silber sei in-
dessen seit 1873 befriedigt worden, während die nach Gold un-
erfüllt geblieben sei, und darauf allein sei die Entwertung des
Silbers zurückzuführen. Vor 1873 habe sich der Werth
beider Metalle zu einander niemals wesentlich geändert, ob-
wohl die Produktion beider sich oft ungeheuer verändere
habe; so sei zum Beispiel der außerordentliche Goldzuwachs,
den Californien von 1849 bis 1854 lieferte, ohne Einfluß
auf den Handelswerth beider Metalle geblieben, weil eben
die Nachfrage nach beiden wie früher eine unbeschränkte
geblieben sei.

Ueber das kommerzielle Wertverhältnis von Silber und
Gold hat Dr. A. Soebeer eine Tabelle aufgestellt, welche
von 1687 bis 1892 reicht, die Zeit von 1833 bis 1878 ist
durch eine Tabelle von Bigley und Hbell gedeckt, und für
1878 bis 1892 gelten die Londoner Münzberichte. Aus
diesen Tabellen, deren Wichtigkeit von beiden Seiten zu-
gegeben wird, geht hervor, daß vom Jahre 1687 bis 1873
das kommerzielle Wertverhältnis zwischen Gold und Silber
niemals niedriger war als 1 zu 14,14 und niemals höher
als 16,25, eine Differenz, die sich aus der jeweiligen Ver-
schiedenheit der von den verschiedenen Regierungen fest-
gesetzten Wertverhältnisse erklärt. Ein Pfund Gold war
also fast freihundert Jahre hindurch 15 bis 16 Pfund
Silber werth, das von 1873 ab, wie die Tabellen
zeigen, das Gold plötzlich, bis 1892 ein Pfund Gold schon
fast 24 Pfund Silber kostete. Seitdem ist es noch mehr
gestiegen, so daß heute 32 Pfund Silber erst ein Pfund
Gold aufwiegen. Diese ungeheure Verschiebung in
den Werthen der beiden Metalle hat nach Ansicht
der Silberfreunde auch eine Verschiebung und entsprechende
Herabsetzung des Werthes aller Eigentums überhaupt
herbeigeführt und ist lediglich die Folge der Demontierung
des Silbers. Durch letztere ist der Vorrath an Gold in
der Welt um ungefähr die Hälfte vermindert worden. Nach
Schätzung des Münzdirektors der Vereinigten Staaten ist
in der Welt für 3727 Millionen Dollars Gold und für
3820 Millionen Dollars Silber vorhanden, so daß also der
Vorrath an beiden Metallen ziemlich der gleiche ist. Vor
der Demontierung des Silbers bestand das im Umlauf
befindliche vollwerthige Geld aus beiden Metallen zusammen,
betrug also 7547 Millionen Dollars. Nach Ansicht der
Silberfreunde ist dieser Vorrath durch die Demontierung
des Silbers, das heißt dadurch, daß Gold allein zum voll-
werthigen gesetzlichen Zahlungsmittel gemacht worden ist,
auf 3727 Millionen Dollars, also auf ungefähr die Hälfte,
herabgemindert, was ein großes Unglück sei und die
Herabminderung des Werthes aller Eigentums und aller
Arbeit um die Hälfte bedeute. Das Gold sei als einziges

Währungsgeld zum Werthe aller Werthe gemacht und der
Werth aller Waaren sei ein geringerer oder höherer, je
nachdem die Menge des vorhandenen Währungsgeldes klein
oder groß sei.

Gleichgültig, ob letzteres der Fall sei oder nicht, so
meinen doch die Goldfreunde, daß keine Regierung der Welt
im Stande sei, den Handelswerth einer Waare, also auch
des Silbers, durch ein Gesetz zu erhöhen. Die Silberfreunde
behaupten dagegen, daß man das doch thun könne. Zum
Beispiel, sagen sie, wenn die Regierung heute den Ankauf
von 100,000 Kanalarie-Pferden von gewisser Größe und
gewissen Eigenschaften beschliesse und demgemäß auf dem
Pferdemarkt erschiene, so würden die Pferdepreise sofort
steigen, und zwar nicht nur der Preis für die gerade von
der Regierung verlangte Pferdeart, sondern auch der für
andere Pferde, die an Stelle der von der Regierung ver-
langten zu treten hätten. Die Regierung habe es also in
ihrer Gewalt, die Nachfrage nach einer Waare zu erzeugen.
So könne sie durch unbeschränkte Silberprägung, das heißt,
durch Prägung alten Silbers, das ihr angeboten wird, den
Preis des Silbers bis zu der von ihr gewollten Höhe er-
höhen und dadurch nicht nur den Kaufwerth des Silbers
vorübergehend vermehren, sondern dem Silber einen per-
manenten, ein für alle Mal festgesetzten Werth geben.

Die Goldfreunde stellen inbezug in Abrede, daß eine so
große Menge von Geld in Umlauf sein müsse, wie die Silber-
freunde es verlangen. Das Bedürfnis nach Geld, sagen sie,
sei viel geringer geworden, seit Gold, Wechsel und An-
weisungen in so massenhaften Gebrauch gekommen sind. Der
erste Zweck des Geldes sei der, damit Geschäfte zu bewer-
stelligen. Da aber eine Menge Geschäfte ohne Geld bewerk-
stelligt werden, so müßte man den Betrag dann vom Gesamtwert
betrag abziehen, wenn man feststellen wollte, wieviel wirkliches
Geld im Volke nötig sei. Daraus erwidern die Silber-
freunde, daß Gold, Wechsel und dergleichen nur Kreditmittel
seien, aber kein Einlösungsgeld, mit dem doch am letzten
Ende alle Verpflichtungen bezahlt werden müßten. Das
Einlösungsgeld, gegenwärtig also nur das Gold, sei der
Werthmesser und an Stelle desselben könne nichts treten
und ihm bei der Erfüllung von Zahlungsvorgängen helfen,
was nicht genau denselben kommerziellen Werth besäße.
Gold und Wechsel dienen nur zur Bequemlichkeit, da man
nicht immer sein Geld mit sich herumtragen könne, doch der
Betrag jedes Bankhefts müsse stets in Waaren auf der Bank
hinterlegt sein, ehe der Check ausgestellt werden könne. Wenn
Jemand einen Wechsel von 100 Mark ausstellt und dieser
Wechsel von Hand zu Hand geht, so daß er am Ende des
Tages seinen Besitzer sechsmal gewechselt und auf diese
Weise sechs Schulden bezahlt hat, so ist damit nicht mehr
geleistet, als nicht auch mit einem Hundertmarkheft hätte
geleistet werden können.

II.

Die Goldfreunde beweisen ferner zur Erklärung des
Fallens des Silberpreises darauf, daß das Silber infolge ver-
besserter Prozesse viel billiger als früher produziert werden
könnte, und daß der Werth einer Waare durch die Kosten
ihrer Produktion reguliert werde. Auch das stellen die
Silberfreunde einsehend in Abrede. Es kommt wohl vor,
sagen sie, daß man ein Pfund Silber für fünf Dollars und
noch billiger produzieren könne, doch im Allgemeinen stelle
sich die Produktion viel höher. Mit Gold- und
Silberminen verhielte es sich ganz anders, als mit
Kohlen-, Eisen- und anderen Erzkümmen. Silber und Gold
würden in unregelmäßigen Aeren und Nestern gefunden, wobei
die Berechnung der Quantität oft das reine Glücksspiel sei.
Oft würden kostspielige Bauten und Maschinen zur Er-
zielung einer größeren und gründlicheren Ausbeute einer
Silbermine aufgestellt, nur um ihren Eigentümer enttäuscht
zu lassen, daß gar keine Mine mehr da ist. Ganze Minen
und damit zugleich die Hoffnungen auf Millionen seien
schon durch eine einzige Spekulationsverlustrung ausgeblieben worden.
Die ungeheuren Spekulationsverluste müßten bei der Be-
antwortung der Frage, was die Produktion eines Pfundes
Silber koste, in Berechnung gezogen werden. Es gäbe
Tausende von Menschen, denen die Produktion eines Pfundes
Silber auf 100 bis 1000 oder 10,000 Dollars zu stehen
gekommen sei, und nach zuverlässigen Berechnungen von
Sachverständigen müsse man annehmen, daß die Herstellung
eines Pfundes Barrensilber im Großen und Ganzen bisher
ungefähr 30 Dollars gekostet habe.

Die Goldfreunde erklären, daß es eine große Unbilligkeit
sein würde, wollte man den Silberproduzenten das Privilegium
entziehen, daß der Werth gerade ihres Eigentums allein
durch die Regierung erhöht würde, mit anderen Worten,
daß man ihnen ein Geschenk von vielen Millionen Dollars mache.
Darauf erwidern die Silberfreunde, daß Silber überhaupt
nicht so, wie jede beliebige Waare behandelt und der Preis-
schwankung ausgesetzt werden dürfe. Das Silber müsse,
wie es mit dem Gold der Fall sei, durch un-
beschränkte Prägung zu Geld als Waare ganz aus
dem Markt entfernt werden. Doch abgesehen davon
würden die Silberproduzenten von der Demontierung des
Silbers keinen Vortheil haben, den nicht alle Anderen auch davon
haben würden. Das Silber, das zur Zeit der unbeschränkten

Prägung, also bis 1873, um 129 Cents die Unze werth gewesen sei, sei jetzt 60 Cents werth, doch der Besitzer von Dollarscheinen könne trotzdem in jeder Unze jetzt soviel kaufen wie nur je. Mit einer Unze Silber im Werthe von 129 Cents habe man in Amerika 1873 einen Bushel Weizen kaufen können und jetzt könne man mit einer Unze Silber, die nach Gold werth sein 60 Cents werth sei, auch einen Bushel Weizen kaufen. Dasselbe sei ungefähr mit allen Metallen der Fall. Der Austauschwerth ungemünzten Silbers gegen andere Produkte sei jetzt im Allgemeinen derselbe, der er immer war, und die Silberproduzenten seien nun von denselben Uebel betroffen, unter denen alle anderen Produzenten zu leiden hätten, nämlich Geschäftshochung, niedrige Preise, Lähmung des ganzen Verkehrs und Ruin und Konfiskation von Eigenthum infolge von Steuern und Schuldenlast, die nicht zusammenschumpfen, wie alle anderen Weiche. Die unbeschränkte Silberprägung würde die Bewohner der Silberstaaten auch nicht um einen Cent reicher machen, außer in genau denselben Grade, in welchem die Bewohner der Vereinigten Staaten überhaupt dadurch bereichert würden. Eine Vermehrung der Menge des vorwerthigen Geldes im Lande sei mit der Erhöhung des Werthes des gesamten Eigenthums gleichbedeutend; sie erhöhe die Fähigkeit des Schuldners, seine Schulden zu bezahlen, ermögliche ein Wiederansehen der Geschäfte und Industrien, die so lange darniederliegen müßten, wie Silber und alles sonstige Eigenthum nur nach dem Gold-Preismesser bewertet wurden.

Was nun die heutzutage auf allen Gebieten herrschenden niedrigen Preise angeht, so haben die Goldfreunde dafür die Erklärung, daß diese Verbilligung fast aller Gebrauchsvartikel auf die in neuerer Zeit so außerordentlich verbesserten Fabrikations- und Produktionsmethoden, auf die Maschinenarbeit und auf die modernen Verkehrsmittel zurückzuführen sei. Die Silberfreunde wollen diese Erklärung nicht gelten lassen. Sie verweisen zunächst auf den Umstand, daß das Sinken der Preise sofort nach 1873, also sofort nach Einstellung der Silberprägung, begonnen habe, während die Einführung von Maschinenarbeit bedeutend älteren Datums sei. Außerdem seien gerade in den letzten drei Jahren, also seit dem letzten verhängnisvollen Schlage gegen das Silber, der Schmelzung der Silberminen in Idaho, die Preise rasch, im Durchschnitt um 25 pCt., gefallen, und doch könne wohl Niemand behaupten, daß gerade in den letzten drei Jahren noch besonders neue verbesserte Produktionsmethoden erfunden und eingeführt worden seien. Allerdings trage die Verbesserung der Produktionsmethoden dazu bei, niedrigere Preise herbeizuführen, doch sie habe den Zusammenbruch der Industrien nur beschleunigen helfen, sei aber nicht die Ursache davon. Sobald die Nachfrage steigen würde, würden auch die Preise steigen müssen. Das würde durch das Gold selbst bewiesen, denn trotzdem gerade in neuerer Zeit die Gewinnung des Goldes durch verbesserte Methoden bedeutend verbilligt worden sei, so sei doch der Werth dieses Metalles hinsichtlich seiner Kaufkraft beständig gesunken.

Im Gegensatz dazu habe man z. B. in den letzten zwanzig Jahren doch keine Mittel und Wege gefunden, das Wachsen der Wolle auf dem Rücken der Schafe und das Scheren zu erleichtern, und doch bringe Wolle jetzt in Amerika nur etwa ein Drittel des Preises, den sie noch vor wenigen Jahren gebracht habe.

Die Silberfreunde halten den Goldfreunden in den Vereinigten Staaten das südamerikanische Republikan, die Silberwährung haben, durch England gewordene Schicksal vor Augen. Diese Republikan sind in den letzten dreißig Jahren tiefer und tiefer in die Schuldenverschlingung gegen England geraten, und während der letzten 25 Jahre sind alle diese Verpflichtungen in Gold zahlbar gemacht worden. Jedes Jahr gehörte beim Einsetzen des Goldpreises mehr und mehr von ihren Produkten oder mehr und mehr Silber dazu, um die englischen Goldbonds zu bezahlen. Erst mußten sie 1 1/2 Dollar in Silber aufbringen, um 1 Dollar in Gold zu bezahlen, dann 1 1/2 Dollar und so weiter, bis sie jetzt dahin gekommen sind, daß sie 2 Dollars in Silber herbeischaffen müssen, um einen Dollar in Gold zu bekommen, und daß eine Schuld, die zur Zeit, als Gold und Silber gleich standen, in der Höhe von 100,000 Dollars, zahlbar

in Gold, kontrahirt wurde, jetzt durch eine Zahlungsleistung von 200,000 Dollars in ihrem Gelde getilgt werden muß; das heißt, um 100,000 Dollars in Gold aufzubringen, müssen sie 200,000 ihrer Silberbonds hergeben. Ein ähnliches Schicksal, sagen sie, die Silberfreunde, stiehe den Vereinigten Staaten bevor, welche England jährlich 200 Millionen Dollars an Zinsen auf Schuldbriefe zu zahlen hätten, zu diesem Zweck aber ungefähr 400 Millionen Dollars in Eigenthum aufgeben müßten.

Nun giebt es in den Vereinigten Staaten überhaupt vergleichsweise nur wenige Leute, welche sich zur reinen Goldwährung bekennen, sondern es stehen gegenwärtig, wie Eingangs erwähnt, den Befürwortern der unbeschränkten Silberprägung als Partei die Befürworter der Beibehaltung der herrschenden Goldwährung nur insofern gegenüber, als letztere gleichfalls Doppelwährung wüßten, dieselbe aber nur im Zusammenhang mit den europäischen Handelsnationen für einführbar halten. Das genügt den Silberfreunden, ihre Gegner einfach als Befürworter der Goldwährung schlechweg zu bezeichnen, weil ihrer Ansicht nach durchaus keine Hoffnung auf ein Zusammengehen mit England, Deutschland, Oesterreich und den anderen Goldwährungs-ländern vorhanden sei, andererseits die Vereinigten Staaten aber nicht nöthig hätten, darauf zu warten, sondern in der Lage seien, sich selbst auf eigene Faust zu helfen. Wir wollen uns zum Schluß die Argumente dieser radikalen Silberpartei etwas ansehen. (Schluß folgt.)

Deutsches Reich.

Hof- und Personal-Nachrichten. Der in letzter Zeit schwer erkrankte Hofbeamte von Kammern, v. Wittkammer, ist in Berlin eingetroffen. — Lieutenant zur See v. Reitelshof, welcher i. J. den Reichsmannschaft Ruler am Potsdam im Duell erschossen, soll hierherab verabreicht und vom Kriegsgericht zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt worden sein.

Berlin, 14. August. Im Palais des Reichstanzlers hat vorgestern ein Ministerrat stattgefunden, zu welchem, wie die „Nordd. Allg. Ztg.“ meldet, der hier nur für kurze Zeit sich aufhaltende Ministerpräsident Fürst Hohenlohe die in der Residenz anwesenden Staatsminister veranlaßt hatte, um mit ihnen die laufenden Staatsgeschäfte zu besprechen. Die „Staats-Ztg.“ meldet: Staatssecretär v. Böttcher hat seinen Urlaub unterbrochen und ist gestern Mittag wiederum für einige Tage in Berlin eingetroffen. Seine Rückkehr soll mit wichtigen inneren politischen Fragen, die seit der Rückkehr des Reichstanzlers akut geworden sind, zusammenhängen.

Dem „Frankf. Journ.“ zufolge ist Naumanns „Hilfe“ an ein Berliner Konfession verkauft worden. Das Blatt soll vom 1. Oktober d. J. ab in Berlin täglich unter der Leitung der früheren Redakteure des „Volk“ Oberwinber und v. Gerlach sowie des Pfarrers Naumann erscheinen. Das „Volk“ befreit diese Nachricht sehr entschieden. Die „Allg. Rundschau“ kann jedoch die Meldung trotz dieser Ablehnung als richtig bezeichnen. Chefredacteur des neuen Organs wird Herr Oberwinber, Naumann behält seinen Wohnsitz in Frankfurt a. M.

Der 7. Deutsche Mechanikertag wurde gestern unter sehr harter Beschäftigung von dem Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Mechanik und Optik, Dr. Knieß, im Sitzungssaal des Chemiegebäudes der Gewerbe-Ausstellung eröffnet.

Die „Nat.-Ztg.“ schreibt: Nach mancherlei Anzeichen scheint es, als ob die innere politische Lage durch die Wilhelmshöfener Besprechungen nicht derart geläutert worden wäre, daß bedeutende Veränderungen innerhalb der Regierung für eine nahe Zukunft ausgeschlossen wären. Vor dem Beginn des Jahres, Anfang September, dürften solche allerdings keinesfalls zu erwarten sein.

Berliner Ausstellungskottir. Am gestrigen, zehnten Ziehungsstunde der Ausstellungskottir wurden folgende Haupttreffer gezogen: Auf Nr. 221,119 der vierte Hauptgewinn im Betrage von 1000 M. und auf Nr. 69,723 der zweite Hauptgewinn im Betrage von 1000 M.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn. Zwischen Kaiser Wilhelm und dem Erzherzog Friedrich, zu dessen Heirat bekanntlich der Kaiser auf des Erzherzogs Jagdschloß nach Ungarn kommen sollte, hat ein verzögerter Briefwechsel stattgefunden. Auf die Entschuldigung des Erz-

herzogs, daß das Jagdschloß zur Aufnahme des Kaisers noch nicht bereit sei, hat Kaiser Wilhelm erwidert, daß er in diesem Jahre keine Ermüdung der Reise so wie so nicht hätte unternehmen können.

Italien. Die „Roma“ schließt die Meldung von Krisesgeräthnissen in Mexiko. Das Präsidentschaftsamt beschloß die Abberufung von fünfzehn Ministern und Beauftragungsgruppen für den Fall, daß in Grubira eine Gresh-Gampano eintritt. — Nach der „Berliner Ztg.“ ist die Lösung der Tunisfrage unmittelbar bevorstehend. Zwischen der italienischen und französischen Regierung sind die Grundzüge für die Verlängerung der bestehenden Konvention einverstanden bis zum März 1897 vereinbart worden.

Spanien. Große Unruhe herrscht in Saragozza, Bourges und in Arce über die republikanische Agitation, welche dort überall im Geheimen betrieben wird. In den genannten drei Orten wurden in den letzten wöchentlichen Demonstrationen an die Soldaten vertheilt, worin dieselben aufgefordert werden, bei einem eventuellen Zusammenstoß nicht auf die Sozialisten zu schießen. Die Militärbehörde hat die Verhaftung und Verhaftung der Propagandisten beschlossen.

Rumänien. Der König von Serbien wird kurz nach dem Besuch Kaiser Franz Josephs ebenfalls in Singa einreisen.

Italien. Das Geheimnissministerium hat seine Demission, weil der Fürst im vorgelegten Ministerrath bestimmt erklärt haben soll, daß er sich betriebs der Realisirung der emigrirten Offiziere an sein in Italien gebliebenes Verbleiben gebunden erachtet.

Afrika. Aus dem französischen Congogebiet wird gemeldet, daß die Verhandlungen sich in einer sehr günstigen Lage befinden, daß der belgischen Agenten alle Entzettelungen, welche als Arbeiter, Handlanger u. v. m. herangezogen sind, angeworben und der Kolonie entlassen werden. Mit Rücksicht auf den hierdurch entstandenen Mangel an Arbeitskräften sind die strengsten Maßregeln angeordnet worden, um den belgischen Agenten das Handwerk zu legen. — Der allgemeine Bemerkung der englisch-egyptischen Expedition gegen die Naturale des Nils bei Hamat ist für den 24. d. M. in Aussicht genommen.

Aus Kunst und Leben.

Verschiedene Mittheilungen. Der Präsident der Bonhoner Akademie, der berühmte Maler Sir John Millais, ist gestern nach langer Krankheit gestorben. Erst vor wenigen Monaten, nach dem Tode des Sir Frederic Leighton, hat er die Präsidentenstelle der Bonhoner Akademie übernommen. Er erreichte ein Alter von 67 Jahren.

Die Stadt Leipzig beschloß, wie dem „L.A.“ gemeldet wird, den Ankauf der Bibliothek v. Treitschkes für die Stadtbibliothek.

Das medizinische Fachblatt „Wroatsch“ theilt mit, der Spital-Oberarzt Dr. Hentsch in Wiesbaden behaupten zu können, daß der Fall v. Dr. v. Schellerautes (Chalidionum Majus) die Krebskrankheit sei.

Aus Stadt und Land.

Wiesbaden, 14. August.

Geschichtskalender. 14. August, 1819. Balbemar, Markgraf von Brandenburg, ist 1828. G. v. Siedle, preuss. General, * 1838. Job. Teufel, Schriftsteller, * 1843. J. F. Herbar, Philolog, * 1843. Beim Feind, von Bremen, Germania, * 1856. Vertrag von Galten über Schleswig-Holstein, 1570. Sieg der Deutschen bei Golenberg, 1870. D. G. Hartung, nordamerikan. Seeheld, * Portsmouth, 1876. Alexander, König von Serbien, * Belgrad, 1878. W. Nitzsch, Geschichtsschreiber, † (Selbstmord) Jülich, 1880. Vollendung des Römer Denkmals.

Personal-Nachrichten. Der Gerichts-Assessor Josef Schneider von Niederaltendorf ist zum Amtsrath der dem Kaisergraben in Danzig und der Reichsanstalten in Chemnitz, Kattow, Greif, v. Baumhach, Spier, Friedel, Steinbock, v. Kahlmeyer, Jürg und Reuber sind zu Referendar ernannt worden.

Archiv. Wegen Sonnenhitze findet ein Waagen-Abend der Kurkarte statt, dessen Programm das Interesse der Musikfreunde amüs verheißt. Es sind die ausgezeichneten Solosolger des Orchesters, Herr Konzertmeister J. m. r. Walther, Preisel aus den „Wiesbadenern“, Kapellmeister für Violone von H. W. Schmidt, zum Vortrag bringen wird. Um Abgängen verzeihen die Kurkarte, Germania, * 1856. Vertrag von Galten über Schleswig-Holstein, 1570. Sieg der Deutschen bei Golenberg, 1870. D. G. Hartung, nordamerikan. Seeheld, * Portsmouth, 1876. Alexander, König von Serbien, * Belgrad, 1878. W. Nitzsch, Geschichtsschreiber, † (Selbstmord) Jülich, 1880. Vollendung des Römer Denkmals.

Theater. Wir wollen nicht verfehlen, auf den morgigen Sonntag, den 15. August, besondern Verkauf der Abonnements-Büchlein in Theaterbüreau desfalls nochmals hinzuweisen. (Siehe Inserat.)

Die Konkurrenz-Ausstellung im Rathhaus.

Die Vergebung eines öffentlichen Denkmals hat ihre großen Schwierigkeiten, wenn sie gewissheit und mit Kunst auf Erfolg gehandelt werden soll. In diesen Fällen wird es das Zweckmäßigste sein, einen von einem Genossen anerkannten Meister, der seine Fähigkeit durch viele Werke hinreichend bewies, mit dem Auftrag zu betrauen. So geschah es hier mit dem Kaiser Wilhelm-Denkmal. Für die Künstlerkassette und das künstlerische Erscheinen ist das Ausschreiben einer Konkurrenz, bei der man sich das Beste herausuchen kann. Inzwischen befinden sich unter den Künstlern viele Gegner dieser Vergeltung, und es ist nicht ganz richtig, wenn behauptet wird, bei den Konkurrenz keine meist nichts Vernünftiges heraus. Das wird naturgemäß am häufigsten dort der Fall sein, wo sich der wählende Preisrichter-Ausschuss in der Hauptfrage aus Ratzen zusammensetzt, weshalb es eigentlich eine Grundbedingung sein sollte, daß Künstlerkonkurrenzen sein sollte, daß die Zahl der entscheidenden Richter zum mindesten zu drei Viertheil aus erprobten Künstlern bestehen sollte. Für die technischen Eigenschaften eines Kunstwerks hat der Laie im Allgemeinen kein Verhältniß und kann kein Verhältniß haben, weil ihm der durch lange Übung, durch viele Vergleiche mit der Natur geschulte Blick für Formen und Farben mangelt; kann, daß er grobe Beurteilungen machen wird, auch geht ihm meist das feine Empfinden für die Komposition, für den Aufbau, für die Linienführung ab. Es ist ja nicht sein Beruf, in den letzten Fällen auch nicht sein Verstand, ästhetische Probleme zu ergründen und die Gesetze der Harmonie in der Formgebung zu erkennen. Das Kunstwerk ist eben etwas Anderes als ein Bild, bei dem auch jeder Laie unter Umständen das Recht einer vernünftigen Kritik hat, wenn im eben der Schuß drückt; aber die technische Arbeit und das

Material aber wird freilich auch nur einem Künstler das maßgebende Urtheil zuzuschreiben. Nun sieht man Gutes, und zwar etwas sehr Bedeutendes, für das Urtheil der Laie einem Kunstwerk gegenüber übrig: die Auffassung. Hier kann ihm der einfache, gesunde Menschenverstand über die technischen und ästhetischen Rippen forschen. Er kann sagen: Diese Darstellung des Kaiser Wilhelm in seiner ruhigen Würde, Schlichtheit und Milde scheint mir für unsere Stadt besonders geeignet, und er kann mit Freude und Recht die Meinung aussprechen, daß ein Bild des Kaisers Friedrich die Leichtigkeit, Gleichgültigkeit und den liberalen Sinn des Reichsobersterathen lassen, oder aber „unsern Fritz“ als Feldherrn zeigen solle, während es absolut nicht möglich ist, dessen kundertägige Herrscherzeit eine Zeit schrecklicher Verheerung, als eine repräsentative Herrscherfigur darzustellen. Der gelübte Menschenverstand kann also auch über die Auffassung eines Denkmals sehr wohl urtheilen, und es liegt ihm ganz zweifellos ein Urtheil darüber zu, selbst wenn man erwidert, daß der freilich wenig geschulte Sinn sich den Schein mit dem Sein verwechseln und die Pöke mit der Natur, und daß die größten Kunstfehler meist den Verfall der Menge für sich haben.

Die Grundgesetze voranzutreiben, gehen wir nunmehr auf die Konkurrenz-Ausstellung ein, deren Beschäftigung vor dem Urtheilspruch der Jury aus dem Comité in dankenswerther Weise gestaltet worden war. Die Ausstellung zeigt 18 Modelle und ist von 10 Künstlern besetzt. Fast alle Arbeiten zeigen eine große äußere Schönheit. „Lauter Schönmänner!“ soll einer der ausstellenden Künstler gerühmt haben. In der That ist der erste Eindruck, den man beim Betreten des Saales gewinnt, ein sehr „uniformer“; überall ein Mann in langen Anzügen, die Knie auf den Polstern gesetzt, das Haupt entweder frei oder mit dem Helm bedeckt, die Füße meist in hohen Reiterstiefeln. Dem die „lauter Schönmänner“ ein Wort!

sein soll, so trifft er sowohl den Geist, den unsere Zeit durchweht, den Ansehmd, der gegenwärtig groß ist, und die Künstler, die diesem Geschmad beifügen. Die plastische Kunst ist in einem Niedergang begriffen, daß sich fast zu einer „Schmerzlichepläst“ begründen lassen, während die Künstlerthätigkeit es wohl in der Hand hätte, durch eine ästhetische Opposition den Geschmad zu lenken und wenigstens langweilige und unmalische Mittelstufen oder Stiefel und Nothdürftige zu meiden. Die alten Künste für ihre Verfallzustände wichtigsten eine schönere, plastischer Gestaltung, oder sie könnten gar ihre Kompositionsfähigkeit in unerschöpflicher Schönheit darstellen. Da uns das Eine wie das Andere beinommen ist, sollte man auf einen Ausweg finden. Wäre, um nur eines zu erwähnen, ein Bismard-Denkmal nicht sinniger, dem Frage geschickter, für den Künstler dankbarer und gerechter es der Stadt nicht zur höheren Ehre, wenn etwa ein Genies des Ruhms die Büste des ersten Kanzlers betraute und den Namen Bismard auf den Sockel schriebe. Man sollte doch der Abantische des Künstlers jeden Spielraum gewähren, sollte die figurale Komposition an Stelle des auf die Dauer langweilig werdenden uniformen kleidenden Konfigurations-Portraits legen, und dem patriotischen Sinne wider damit ebenso gut gebietet, als der Kunst. Es giebt, als sei für diese Konkurrenz die Ausgangspunkt vorgezeichnet gewesen. Das hat manchen Künstler veranlaßt, wenigstens den Sockel mit entsprechendem Beiwerk zu versehen. Gleich der erste Entwurf, dem wir begannen, der des berühmten Berliner Meisters Robert Bismard, zeigt eine solche, für Auge und Geist wohlwillkommene That. Die beiden der ersten Kanzler, gewaltig, majestätisch, sinnend und wie von großer Kraft bewegt — auch seine Haltung zeigt das aus —, in die Welt schauen, die Linie auf den Polstern gesetzt, die Rechte eine maßvolle Rolle haltend, und drüben an der Sockelkante ein maßvoller Löwe mit erhabenem Haupt. Der Entwurf ist ausdrucksvoll

Seidenstoff-Reste

(mehrere Tausend Meter in verschiedensten Maassen)

habe ich zu enorm billigen Preisen ausgelegt

Langgasse 20/22. J. Hertz, Langgasse 20/22.

Von unübertroffener Güte sind meine **gebrannten Kaffee's** zu 140, 150, 160, 170, 180, 200 p. Pfund u. empf. solche zu einem Proberversuch. Alle Zuckersorten, sämtliche Colonialwaaren, Landesproducte, Oele, Seifen, alle Wäscheartikel in nur bester Qualität zu den billigsten Tagespreisen bei

Carl Schlick, Kirchgasse 49, Kaffeehandlung und -Brennerei.

Gesellschaft „Fidelio“

Sonntag, den 16. August:

Familien-Ausflug nach Eltville

(Gasthaus „Zum grünen Wald“)

über Chausseehaus — Schlangenbad — Mendorf.

Teilnehmerkarten à 1 Mk. (incl. Fahrkarte) sind bis zum Samstag Abend zu haben bei den Herren **Ewald Stöcker**, Webergasse 52, und **C. Winter**, Ode der Schwalbader- und Friedrichstraße. Gemeinlichliche Abfahrt präcis 11 Uhr vom Rheinbahnhof. Diejenigen, welche mit einem später abgehenden Zuge direct nach Eltville fahren, brauchen Teilnehmerkarten nicht zu lösen. Die Mitglieder und deren Angehörige, sowie Freunde u. Gönner der Gesellschaft ladet freundlich ein
Der Vorstand.



Butter.

Merke! Feinste Centrifugen-Tafelbutter, absolut frisch, v. Pfd. Mk. 1.15. Prima Molkerei-Eisrahmbutter „1.05.“
Lebensmittel-Consumsozial, Schwalbaderstraße 45 a, Schand Rischelsberg.

Die ersten neuen
Bismarckharinge
eingetroffen bei 10065
J. M. Roth Nachf., M. Burgstr. 1, und W. Plies, Herrngartenstraße 7.

Neue Grünekern, Haringe, neues Sauerkraut, Dauborner, Nordhäuser, Arystalkruder, Gewürze aller Art, Einmachefisch, Weinessig empfiehlt
W. Klingelhöfer, Oranienstr. 50.
Anerkannter Verkäufer von Delikatessen, Siquere und Ungarweine zu herabgesetzten Preisen.

M. Bents, WIESBADEN, Gebr. 1883. Taschentücher
Hosenträger 9265
Cravatten
Manschetten empfiehlt billigst
Kragen 2. Neugasse 2, a. d. Friedriehstr.
M. Bents,
Wir empfehlen das Modell u. Bettencloster Kousenstr. 24. 9134

Haupt-Restaurant

der

Fach- und Gewerbe - Ausstellung 1896.

Von heute an:

1893er Laubenheimer,

eigene Kolterung von **Heinrich Ditt,**

per 1/4 Literflasche 40 Pf.

Theod. Feilbach.

Morgen Samstag von 7 Uhr ab wird **prima Schweinefleisch** das Pfd. zu 56 Pf. ausgegeben.
Fr. Neumann.

In der Strickerlei **Eisenbogengasse 11** laßt man die billigsten und dauerhaftesten Strümpfe, Socken, sämtliche Woll- und Baumwoll-Artikel nebst guter Strickwolle, Herren-Socken von 6 Pf. an bis zu den feinsten Seidenen, Damen-Strümpfe von 15 Pf. an, alle Arten Herren-Strümpfe, sehr hart, und schwarz, Größe 1: 15 Pf., in rein und hart. **Angewandt und gefärbt** werden Hüte, so fein wie verlangt, ohne Naht. 8920

Badhaus zum Rheinstein, Webergasse 18.
Eigene Mineralquelle.
Einzel-Bad 70 Pf., ein Dutzend Karten 7 Mk., Wäsche und Bedienung inbegriffen.
Müblirte Zimmer. 9528

Meine Wohnung befindet sich jetzt im Hause des Herrn **Carl Acker,** 10044
16. Gr. Burgstrasse 16.
Dr. Abend.

Großes Wirthschafts-Etablissement

beliebtester Ausflugsort, 1/2 Stunde v. Mänschen (Wohnstation u. Straßenbahn-Verbindung), 7 Morgen schatt. Park m. neuen sch. Gebäuden, gr. Saat f. 600 Personen, Regatbahn, Stallung f. 20 Pferde, gr. Tisch u. Andern, mit neuem compl. Inventar (eiserne Gartenmöbel). Alles in nur bestem Zustande (Bierverbrauch ca. 1500 Hectolit.), ist wegen Abtuns des Besitzers sehr unter günst. Bedingungen zu verkaufen. Eigenes Bad auch als Sulfurbad, pass. für Therapie. Näh. durch den beauftragten Agenten
Phil. Ant. Feilbach, Nerostraße 29.

Für Mänschen-Sommer!
Ein Drei-Zimmer-Zimmer (1099) zu verk. Weißstraße 15, B.
Plafate: „Müblirte Zimmer“, auch aufgezogen, vorrätig im Tagbl.-Verl.

Schüler finden Pension
in der Nähe der Ringstraße. Abz. zu erf. im Tagbl.-Verlag. 5162
Signorina tedesca desidera ricambiare lezioni di tedesco con lezioni d'italiano. Le offerte dirigera **V. C. 63** al Tagbl.-Verlag.

Herrn-Schreibbrett, Plüschgarnitur, ganz oder geböh. Ottomane, Trümeaux, Spiegel, Stühle, Schränke, Wirthschaftsgegenstände etc. zu verk. Herrngartenstrasse 5, 2 l.
Betten u. Möbel zu verk. Kousenstr. 24, Part. 9529

Betheiligung.

Für Ausdehnung seines mehrjähr. bestehenden feineren Geschäfte wünscht der Inhaber (alleinstehend) von einer gel. Dame od. einem Herrn ein Betriebs-Capital von 4-5000 Mk. successfulste Einlage-Gesell. Offerten unter **V. C. 64** an den Tagbl.-Verlag erbeten.

Fräulein

bittet um H. Darlehen. Gütige Off. u. **H. R. 9** hauptpostlagernd erb. **A. H. 36.** Bitte Brief abgeben.

Ein schwarzes Medaillon mit Schilde und Bildern verlor ich. Abzugeben gegen Belohnung. **Fay, Diebich.**

Donnerstag Morgen auf dem Wege nach Mänschen. Bad eine gold. Damen-Kleiderthe mit Rosegramm und feiner Anhängelthe verloren. Die Nummer der Uhr ist bekannt. Gegen 20 Mk. Belohnung in dem Tagbl.-Verlag abzugeben. 10049

Zwei Tauben (Wohrentyp) entfl. Abzug. Hängergasse 11

Es hat Gott gefallen, meine innigstgeliebte Schwester,

Marie,

nach langem, schwerem Leiden heute früh 7 Uhr in Königfeld (Schwarzwalde) in die ewige Heimath abzurufen.

Um stille Theilnahme bittet

Die tieftrauernde Schwester:

Elise Heddig.

Wiesbaden, den 12. August 1896.

Die Beerdigung findet Samstag Nachmittag 5 Uhr von der Leichenhalle des alten Friedhofs aus statt. 10043

Alleiniges Insertionsorgan

ist das „Wiesbadener Tagblatt“ für fast die gesamte Geschäftswelt Wiesbadens, weil das Wiesbadener Tagblatt auf Grund seiner Verbreitung in jedem Hause, in jeder Familie Wiesbadens die Interessen der Geschäftswelt am besten nach jeder Richtung nachhaltig fördert, weil das Wiesbadener Tagblatt seit mehr als 40 Jahren maßgebend ist für die Entscheidungen der Stadt Wiesbaden und Umgegend ist und weil das Wiesbadener Tagblatt trotz dieser anerkannten, von keinem anderen Publikationsmittel in Wiesbaden erreichten Vorzüge der billigste Anzeiger Wiesbadens und der Umgegend ist.

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 378. Abend-Ausgabe.

Freitag, den 14. August.

44. Jahrgang. 1896.

Es giebt nur eine Eitelkeit, und das ist die Wahrheit; es giebt nur ein Verberben, und das ist die Lüge.

Feuchtersleben.

(A. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Leni.

Eine Tiroler Bauerngeschichte von Rudolf Heinrich Greinz.

„Weißt Du, 's Neben lass' i mir von kein' Menschen verbiten — wenn Du schon a der Kirchprospit bist. Deswegen hast a no mit den heiligen Geist mißkamt die Federn g'fressen!“ erwiderte der Jostl.“

„A loses Maul hast! Und stopfen sollt' man Dir's amal!“ brante der Spinnhofer auf. „Und was das aller-schlechte ist, sein Glanzen hast. Di werden's in der Höl' drunt' amal sieden und braten, daß es a helle Freud' is!“

„Schent' mir noch eins ein!“ wandte sich der Jostl zur Leni, welche neben ihrer Mutter Platz genommen hatte. „Die Höl' mach' nachher i Dir amal heiß, wenn ich no a bißl mehr trunken hab'. Weist, i verheiß' die Predigen wie der Sonntagsprediger von der Pfarrkirchen. Aber ganz mißkamt darf i dabei nimmer sein!“ Meinst vielleicht, weil Du a Glocken g'spielt hast, Du kommst vom Mund auf in Himmel!“

„Jag is's g'nua mit dem G'stitt!“ mischte sich der Duzberger in den Wortwechsel.

„Jo, ja! 's heilige Land Tirol!“ ließ sich da eine spöttliche Stimme an Tisch vernehmen. Sie gehörte einem ziemlich fädelich aufgezupften Schönen an, der sich bisher eifrig mit der Leni unterhalten hatte.

Es erfolgte kein Widerspruch auf diese Aeußerung. Nur der Jostl spielte seine raschen und keineswegs freundlichen Blick auf den Sprecher und murmelte etwas zwischen den Zähnen wie: „Stadlrad!“

Wer sollte auch den reichen Wäflinger widerprechen wollen, der eigens zum Schützenfest von Wien gekommen war und heute den Sittanzern, seinen Landsleuten und Heimathsgenossen, eine so „noble Speisbisch“ gab. Der Wäflinger hatte schon vom Morgen des Festtags an allen Wein besaßt, der heute nur so in Strömen floß.

Man konnte stolz darauf sein, daß es ein Sohn des Dorfes so weit gebracht hatte wie der Wäflinger Jostl. Das gab schon allen andern auch einen gewissen Anseh.

Der Jostl hatte es freilich leicht gehabt. Er konnte sich in das warme Nest setzen, das ihm die Alten zubereitet hatten. Die alten Wäflinger hatten vor bad' ganzzig Jahren in Sittanz ihr Gut verkauft. Sie galten nie als sonderlich vermöglich, eben nur als „so mittlere“ Bauernleute. Dann hatte man viele Jahre nichts mehr von ihnen gehört. Auf einmal hieß es, sie seien in Wien, hätten einen Leberhandel begründet und machten sich Geld wie Heu.

Stand gar nicht lange an, daß die ehemaligen Bauern in Sittanz einen Besuch machten, der alte Wäflinger die Jünger „über und über“ voll goldener Münze und sein Weib im feinen Seidenkleid mit einer schwarzen, goldenen Halskette. Da hatten die guten Sittanzler Augen gemacht! Giltige munnelten allerdings, mit ganz rechten Dingen könnte das nicht zugegangen sein. Der Wäflinger habe schon früher immer Geld auf hohe Zinsen geliehen und habe nun auch einen guten Theil seines Reichthums dem Wucher zu verdanken.

Dem Geld sieht man jedoch nichts an; und der Jostl sollte gar in Papieren machen, an der Börse spekuliren und „heidenmäßig“ viel gewinnen. In der „Studi“ war

er auch einmal gewesen. „Wer hat, der thut, der setzt die Kappen auf'n Hut!“ pflegte einer und der andere sich über alle weiteren Zweifel hinwegzusetzen.

Der Jostl, der an dreißig Jahre zählte und einen verlebten Jag in der G'sicht trug, nahm sich in den kurzen Hosen und der Joppe mit grünen Aufschlägen eigentlich recht komisch aus. Es wollte nichts recht passen. Er schien sich selbst in dem ungewohnten Anzug nicht befähigt zu fühlen.

„Na Jostl, was is's denn; denkst mit bald ans Seirathen. Wirst Dein Nordsgeld do nit allein verzehren wollen?“ fragte einer am Tisch.

„Hab' schon bald Zeit!“ meinte der Jostl. „Aber i werd' mir schon a Landwämann holen müssen!“ Dabei warf er einen neugierigen Blick auf die Leni, welche halb verbissen, halb geschmeichelt die Augen niederschlug.

„I glaub', a Tiroler Bauernbändl wird nit recht passen in Euer Wien. Dös vertragen die Lust nit! Man kann die Balldäum a nit in die Stadt umplanzen!“ Der Jostlspieler war es, der so sprach, während eine schwer verhaltene Erregung in seiner Stimme bebte. Er schob mit einem raschen Blick sein Instrument in das grüne Tuchfutteral und küßte höflich die Wäfler zu.

„Dös wird hoffentlich mei' Sack' sein!“ erwiderte der Jostl barsch und aufgebracht. „Maurer, bleib' bei Deiner Kessl!“

Der Jostlspieler wollte etwas erwidern, befang sich aber, biß sich auf die Lippen und stand auf. Anzuweisen war auch der Jostl zu ihm getreten, sagte ihm am Arm und küßte ihm zu: „Sei g'schert, Herdli! Heut' is dem Kaiser fest! Tag! Heut' darf nit g'stritten werden!“ Er zog ihn fast unmerkbar fort durch das Gewühl in die gemüthliche Stube, wo die drei Betrachter bei einem echten G'schänder „Rötel“ saßen. „So, Herdli, da setzt Di jetzt nieder und spielt was auf! Wir Alten wollen a was haben!“

Der Herdli war ein hochgewachsener häßlicher Burche und stand zu dem Bettelrichter in einer Art Freundschaftsverhältnis. Sie hielten viel beieinander, die Beiden. Der Jostl betrachtete den Burche als einen Schlingling, den er bevorzugen würde. Es war auch einmal fast genau so gewesen. Der Herdli war früh verwaist und bei Verwandten aufgezogen worden. Sein eigentlicher Erzieher war jedoch der Jostl gewesen, zu dem er seit eine innige Zuneigung empfunden hatte.

Der Bettelrichter pflegte auch immer mit Stolz darauf hinzuweisen, wie etwas Nichtiges aus seinem Verbleib geworden sei: der Herdli hatte das Maurerhandwerk erlernt, sich zum Polier ausgebildet und dann ein selbständiges Geschäft gegründet. Einige hundert Gulden waren ihm noch von seinem väterlichen Erbschaft geblieben. Jetzt war er eine Art häuerlichen Baumeisters, den man im ganzen Innthal suchte. Schon manches hässliche Bauernhaus war unter seiner erfahrenen Leitung entstanden. Sich selbst hatte er in Sittanz ein kleines freundliches Häuschen zurecht „gemodelt“, wo ihm eine alte Dien, die Seppi, musterhaft die Wirtschaft führte. Sie hatte schon bei seinen Eltern gedient und nur nun zu dem Herdli, der es früh zu etwas gebracht hatte, zurückgekehrt. Er hatte nichts Lebziges, verdiente sich aber doch schon soviel, daß er auch hätte Weib und Kind anständig erziehen können. —

Es ging gegen elf Uhr Nachts. Auf dem Bahnhofsplatz drängte sich eine gollöse Menge. Die Schützen von Ehrenberg hatten die Verzäunung an der Bahnhalle erstreckt und fanden da droben Mann an Mann, während der Hofzug, mit welchem der Kaiser abreiste, aus der Halle fuhr und unter den Hochrufen der angesammelten Menge allmählich im Dunkel der Nacht verschwand.

Für die große Mehrzahl der Festtheilnehmer gab es aber noch kein zur-Aufgeh'n. Die Gostlokale füllten sich

Herdlinand.

wieder. Der Jostl und der Spinnhofer hatten sich zum „Grauen Bären“ verirrt. Sie waren im Gedränge von den Lebzigern abgeschnitten worden und beschloffen nunmehr, auf eigene Faust der Nacht noch ein paar Stunden abzugewinnen.

Sie hatten Beide schon jene Weinseligkeit erreicht, in welcher der Jostl gewöhnlich Lust zum Predigen bekam und der Kirchprospit in eine solche fromme und weinerliche Stimmung geriet, daß er für einen Bussprediger das dankbarste Opfer war.

Sie saßen in der Gaststube beim „Grauen Bären“ an einem kleinen Tischchen beim Ofen. Man hatte zu allem Ueberflus eingeholt. Dem Spinnhofer, der ohnedies belesit war, rann der Schweiß in heißen Tropfen von der Stirne.

„Na,“ meinte er schmunzelnd, „wenn's weiter in der Höl' so a biß' hat, da bedant' i mi schüt!“

„Dös is no der reinste G'steller dagegen!“ raunte ihm der Jostl zu.

„Wär' nit übel!“ sagte der Kirchprospit leise, während ihm in all der Hitze ein kalter Schauer über den Rücken lief. „Jo, wie meist denn nachher, Bettelrichter, daß es da branten is?“ fragte er ängstlich.

„Schlach' is!“ erwiderte der Jostl und weidete sich einseige Augenblicke schweigend an dem G'sehen des andern. Dann fuhr er fort: „Wenn Di dös Unglück amal trifft, Spinnhofer, nachher kommt in di richtigen Händ'. Hast vielleicht Fühneraugen? Dö werden Dir glet weg g'schnitten mißkamt den Jehen.“

„Bin i froh, daß i keine Fühneraugen hab'!“ versicherte der Bauer mit einem Seufzer der Erleichterung.

„Dös macht nit!“ klüfferte ihm der Jostl zu. „Nachher schneiden sie Dir halt die Jehen allein weg. Dö mußt Du Dir ganz abg'wöhnen! Dann spiehe Di vier Teufel auf a Ristgabel auf und trage Di ein in Unterhaltungsgesell. Der schaut ganz aus wie a Theater. In alle Wänd' leben Kammer, da sitzen die reichen Teufel drein. Dö schau'n auf Di ab! mit'm Spektel. Lud ganz g'oberst von der Kavallerie sitzen die armen Teufel auf Di ab. Dö sehen ohne Spektel a g'nua. „Fehener Erden“ gib's nit in dem häßlichen Theater — weil sie von unten auf helen ihun! Nachher braten's Di, und wenn D' an anständigen Pratz' ruck hast, wirst mit Hufeisen f'schlagen und mußt auf glühende Schühnigel an Darschischen tanzen! Nach dem Tanz schau'n sie Dir mit an Stemmleisen im Kopf zwei Löcher aus und setzen Dir Belzer ein, daß Dir zwei Horn wachsen i! P'legt wirst überaus!“ mit Gleichgültig auf'striden; sie geben Dir a paar alte Kasbinden mit auf'n Weg, und Du laust Dir in der Höl' selber Dein Brod suchen!“

„I mein', da is schon a's Halbe erlogen!“ würgte der Spinnhofer hervor, der schon ganz in kalten Angschweiß gebadet war.

„Warum fragst?“ entgegnete der Jostl, sich unwirsch stellend.

„I muß schon wieder was stiften!“ murmelte der Bauer.

„Aber loa neue Glocken nit! Bon der hat Niemand g'fressen!“

„Na, na! Etwas für die Armen! I schid' Dir glet morgen a paar Schadel Roggen in Del Mühl auf.“

„Könn' mit schaden!“ meinte der Jostl gleichmüthig. „Jetzt schau'n wir aber, daß wir bald heimkommen in unser Quartier!“

Der Spinnhofer zählte ganz gerührt die Besse. „G'histet mußt was werden!“ murmelte er, als er mit dem Jostl ins Freie trat.

So eubete für den Bettelrichter und für den Kirchprospit von Sittanz der denkwürdige Tag.

1) abschließl. 2) oberflächl.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Cöln und Paris.

Ein wahres Erlebnis.

Wiedererzählt von G. Rielsen.

Ich befand mich auf dem Wege nach Paris. In Cöln war mir ein Platz in dem durchgehenden Wagen angewiesen, und außer mir befand sich nur noch ein russisches Ehepaar, das offenbar auf der Hochzeitsreise begriffen war, im Coupé.

Die belgische Grenze war passiert und die Zollrevision vorgenommen, dann waren wir alle in unsern respektiven Cöln eingeschlossen. Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen und der laute Ruf des Konduktors: „Reumont!“ — „Visito à la douane!“ schredte uns aus unserm süßen Schlummer auf.

Wir sprangen in die Höhe, verwirrt und ganz verschlafen begaben wir uns mit unserm Gepäc in das Zollamt. Als wir zurückkamen, sah in unserm Coupé eine elegant gekleidete, distinguirte Dame, die von einem nicht weniger distinguirten Herrn von ungefähr fünfzig Jahren eingepackt und bequem placirt wurde. Wir waren unser Handgepäck in die Nische und nahmen Platz, während der Jag sich in Bewegung setzte. Auf einer der nächsten Stationen stiegen zwei Herren ein und auf der dann folgenden noch einer. Alle hatten sich so bequem wie möglich gegen die recht harten Cöln der französischen Waggon gelehnt, und bei dem trüben Schein der qualmenden Decken schloß die ganze Gesellschaft. Die tiefe Stille, die im Coupé herrschte, wurde nur von Zeit zu Zeit durch lautes Gähnen oder durch ein Hin- und Herklücken der Reisenden unterbrochen, denen ihre Stellung gar zu un bequem geworden war.

Ich schlief nicht fest, sondern nur, wie man zu sagen pflegt, „mit einem Auge“, bedwegen konnte ich Alles, was um mich her vor sich ging, so genau beobachten. Es schien mir, als wenn der zuletzt gekommene Herr einen verständnißvollen Blick mit dem Herrn wechselte, der in Gesellschaft der eleganten Dame in Leumont eingestiegen war. Dann zog er den „Figaro“ aus der Tasche und begann eifrig zu lesen. Mein Interesse für diese Menschen war jetzt erweckt, und ich bemühte mich, sie zu studiren. Während der Herr Nr. 3 las, kam Leben und Bewegung in die drei anderen Herren und nach und nach entspann sich eine Unterhaltung zwischen ihnen und dem distinguirten Paar.

Das Gespräch ward allmählich so laut, daß auch der Russe und seine Frau erwachten, und schließlich wurden auch sie, sowie der Herr mit dem „Figaro“ mit ins Gespräch hineingezogen. Dies drehte sich um „Monte Carlo“, dem Reizeitel des russischen jungen Ehepaars. Der Herr mit dem „Figaro“ las gerade in seiner Zeitung eine Geschichte aus Monte Carlo gelesen und erzog sich nun des längeren und des heileren darüber, wie sündig doch die Menschen seien, die dort ihr Geld verlieren.

Als das Thema ungefähr erschöpft war, faltete er die Zeitung zusammen, legte sie auf seine Knie und sagte: „Jetzt will ich Ihnen ein kleines Kunststück zeigen, womit Sie sich die Zeit bis Paris verkürzen können.“ Damit zog er ein Spiel Karten aus der Tasche und entnahm denselben drei Euben, einen schwarzen und zwei rothe.

„Sehen Sie“, sagte er, „jetzt all es, zu talhen, wo der schwarze Eube steht, wenn ich diese drei Karten mische, während ich Ihnen von Zeit zu Zeit zeige, wo er sich befindet.“ Er begann mit seiner Karte, und mit der größesten Leichtigkeit konnte Jeder sehen, wo die Karte stand. Einer der Herren meinte, er sei wohl nicht gerade sehr geschickt in

diesem Kunststück. Darauf bot der Figaro-Mann eine Wette auf einen Louis'd'or an und verlor. Das nächste Mal erhöhte er den Einsatz auf fünf Louis'd'or und verlor abermals. Nun weitete das distinguirte Paar 200 Frös. auf die Karte, und er mänderrerte so ungeschickt, daß er auch diese Summe verlor. Da schlug er selber vor, den Einsatz auf 1000 Louis'd'or zu erhöhen. Allgemeine Bestürzung. Dessen ungeachtet zogen die Herren ihre Taschensücher hervor und legten zusammen was sie hatten, um die 20,000 Frös. herbeizuschaffen. Einer hatte 2000, ein Anderer 4000, das Paar aus Leumont steuerte ebenfalls 4000 Frös. bei, es fehlten aber noch 10,000 Frös. um die Wette aufzunehmen zu können. Hätte ich sie gehabt, ich hätte sie, ohne mich zu besinnen, eingeseht, so fest überzeugt war ich zu wissen, wo der schwarze Eube steht, aber ich hatte keine so große Summe bei mir, — zu meinem Glück!

Der Russe, der ebenso sicher war wie ich, zog das fehlende Geld aus seinem Taschensüch und legte es zu den andern 10,000 Frös. auf die Karten.

Ich hatte ein Gefühl, als müßte der Mann mit den Karten mahnsüchtig sein, so unumschließl fest war ich davon überzeugt, daß die anderen Herren auch die richtige Karte hielten, ja, ich glaubte sogar, in meiner halb ruhenden Stellung, ein schwarzes Biqne an der ein wenig in die Höhe gehobenen Karte zu erkennen.

Die Wette war angenommen, er wandte die Karte um — Kareau-Wibel!

Ich glaube nicht an Gegenstände, aber das war zu über-raschend; er muß mit einer Fingerfertigkeit operirt haben, die jeder Beschreibung spottet.

Noch einmal wiederholt sich dieselbe Geschichte, der Russe verlor ferner 5000 Frös. Dann gelang es seiner jungen Frau, ihn vom Weiterspielen zurückzufallen. Die andern

